

Andreas Heiser: *Die Paulusinszenierung des Johannes Chrysostomus. Epitheta und ihre Vorgeschichte*, Studien und Texte zu Antike und Christentum 70, Tübingen (Mohr Siebeck) 2012, XVI + 731 S., ISBN 978-3-16-150521-8, € 124,-.

Besprochen von **Adolf Martin Ritter:** Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg,
E-Mail: amritter@t-online.de

DOI 10.1515/zac-2016-0025

Die Arbeit wurde im Sommersemester 2009 von der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin als Dissertation angenommen. Für den Druck wurde sie um ein umfangreiches traditionsgeschichtliches Kapitel „erweitert und erheblich überarbeitet“; dabei wurde, wie aus dem „Vorwort“ des Weiteren zu erfahren ist, die „bis 2009 erschienene Literatur soweit wie möglich berücksichtigt“ (S. VII). Ihr Verfasser ist seit 2010 Dozent für Kirchengeschichte an der 1912 als Predigerschule des Bundes Freier evangelischer Gemeinden begründeten, seit 1946 in Ewersbach (im mittelhessischen Lahn-Dill-Kreis) ansässigen und 2012 in „Theologische Hochschule Ewersbach“ umbenannten Ausbildungsstätte für Pastorinnen und Pastoren der Freien evangelischen Gemeinden und Missionare der Allianz-Mission tätig.

Ziel seiner Untersuchung ist es zu zeigen, wie „der antiochenische Prediger Johannes Chrysostomus den Apostel Paulus mittels der ihm beigegebenen Epitheta“ inszeniert (S. 1). Dabei dient die Bezeichnung „antiochenischer Prediger“ (S. 1) ausschließlich dazu, dessen Prägung oder auch Schulzugehörigkeit zu signalisieren; in diesem Sinn ist Johannes natürlich Antiochener geblieben, auch als er als bischöflicher Prediger nach Konstantinopel wechselte. Das aber bedeutet, dass die Basis dieser Untersuchung das *Corpus Chrysostomicum* insgesamt bildet, nicht nur das auf seine Zeit als Presbyter in Antiochien (mit mehr oder minder großer Sicherheit) zu datierende Schrifttum. Und zwar gibt es nach des Verfassers Feststellung ca. 50 als echt zu betrachtende Texte unterschiedlichen Umfangs, in denen Paulusepitheta begegnen. Als Beispiel führt er zu Beginn der Einleitung in einer Auswahl aus einem größeren Bündel oder Haufen, zu Neudeutsch „Cluster“, von insgesamt 21 Epitheta an: „Paulus, der Himmelsbürger, der nur mit einem Leib umgeben war, die Säule der Kirchen, der irdische (= auf Erden erscheinende) Engel, der himmlische (= in Wahrheit bereits dem Himmel angehörende) Mensch“ (S. 1; vgl. S. 426–427). Das Beispiel zeige, wie sich die Epitheta „vom sonst verwendeten Prosa-Stil“ abheben, ob sie nun in (gegebenenfalls vielgliedrigen) „Clustern“ oder aber vereinzelt auftreten. Sei es doch „nicht beliebig, ob Paulus, ‚der Apostel,‘ etwas sagt, oder Paulus, ‚der Liebhaber Christi,‘ etwas aufge-

schrieben hat, oder die Hörer des Chrysostomus Paulus, ‚der ein Schnitzmesser gebrauchte,‘ nachahmen sollen“ (S. 1).

Die Frage nach den Epitheta lässt automatisch den Blick auf die (spät)antike Rhetorik richten, mit der sich die Untersuchung eingehend beschäftigt. Indes wäre es nach des Verfassers Auffassung mit einer Beschränkung auf eher formale Aspekte nicht getan. Im Anschluss an Averil Camerons *Sather Classical Lectures* zum Thema *Christianity and the Rhetoric of Empire*¹ schwebt ihm vielmehr ein weiterer Begriff von „Rhetorik“ vor, nach dem zur „Untersuchung philologischer Details“ die „Erforschung all dessen“ hinzutritt, was Menschen, in diesem Fall Christen, „dazu bewegt, so zu reden und zu schreiben, wie sie es tun.“ „Die Frage nach der aktuellen Herausforderung, die einen Prediger des vierten Jahrhunderts zu einer bestimmten Ausdrucksweise nötigt,“ komme so „in den Blick“ (S. 2). Der Verfasser hätte sich durchaus auch bereits auf die Kulturtheorie Arnold J. Toynbees berufen können, wie sie vor allem in dessen zwölfbändigem Hauptwerk *A Study of History* (1934–1961)² entwickelt worden ist, wobei die Korrespondenz von *challenge* und *response* als entscheidender Schlüssel zum Verständnis des Gangs der Weltgeschichte diene. Kommt dem doch mindestens ein Stück weit entgegen, wenn es in Untersuchungen wie der hier zu besprechenden nicht allein darum geht, „theologische Gedanken nachzuzeichnen, ohne auf die theologische Arbeit zu achten, ohne nach der Interrelation von Theorie und Praxis, ohne nach den Motivationen zu fragen.“³

Damit ist auch bereits die Brücke geschlagen zur Verwendung des Begriffs der „Inszenierung“ in dieser Arbeit, eines „Mode-Begriffs,“ über dessen Angemessenheit sich der Verfasser durchaus Rechenschaft ablegt. Es sind für ihn dabei „zwei semantische Ebenen zu unterscheiden. Zum einen die Ebene des wörtlichen Gebrauchs, die unmittelbar aus Bezügen zum antiken oder modernen Theater entsteht, zum anderen die Ebene des metaphorischen Gebrauchs, bei der ein Bezug zum Theater noch deutlich erkennbar, aber nicht mehr wörtlich gegeben ist“ (S. 3).

1 Averil Cameron, *Christianity and the Rhetoric of Empire: The Development of Christian Discourse* (Sather Classical Lectures 55; Berkeley: University of California Press, 1991).

2 Vom Autor genehmigte gekürzte englische Ausgabe, in zwei Bänden und unter dem gleichen Titel: Arnold J. Toynbee, *A Study of History* (gek. David C. Somervell; 2 Bde.; London: Oxford University Press, 1946–1957; dt. *Der Gang der Weltgeschichte: Aufstieg und Verfall der Kulturen* [übers. Jürgen von Kempster; 2 Bde.; Stuttgart: Kohlhammer, 1949–1958]).

3 Adolf Martin Ritter, *Charisma im Verständnis des Johannes Chrysostomos und seiner Zeit: Ein Beitrag zur Erforschung der griechisch-orientalischen Ekklesiologie in der Frühzeit der Reichskirche* (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 25; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1972), 200. Anders als drei meiner Aufsätze, in denen zumeist Chrysostomus gar keine Rolle spielt, ist diese (weit vor 2009 erschienene) Chrysostomusmonographie in dem Buch unberücksichtigt geblieben.

Mit diesem Ansatz werden – nach einem ausführlichen Einleitungsteil (S. 1–24) – in drei zumeist kurzen Anfangskapiteln die „Grundlagen“ (I, S. 25–28), „Hintergründe“ (II, S. 29–46) und „Funktionen“ des Paulusepithetons (III, S. 47–52) anhand vor allem von Aussagen des Chrysostomus, aber auch anderer, älterer wie zeitgenössischer, antiker Autoren ermittelt, ehe in einem weiteren, fast 180 Seiten füllenden Kapitel die „Geschichte der Paulusepitheta in antiker christlicher Literatur“ abgehandelt wird (IV, S. 53–229). Dabei tritt, wie zu erwarten, eine besondere Nähe zum Schrifttum des Origenes auf der einen, zweier Repräsentanten der antiochenischen Exegetenschule, Diodors von Tarsus und Theodors von Mopsuestia (zumal des letzteren), auf der anderen Seite zutage; wie allenfalls für Wissende zu erwarten war, erweisen sich jedoch auch die Werke Gregors von Nyssa als wichtige Voraussetzung für des Chrysostomus Umgang mit den Paulusepitheta. Diesem sind dann die beiden folgenden Kapitel des Buches gewidmet, wobei natürlich immer wieder auch auf das Voraufgehende Bezug genommen wird. Kap. V (S. 230–371) lässt sich zunächst, im Gespräch mit der Literatur, nicht zuletzt den bahnbrechenden Arbeiten von Wendy Mayer, über die „Quellen und ihre Datierungen“ aus, bevor es, stets mit vergleichendem Blick auch auf die wichtigsten Vorgänger des Chrysostomus, in einem weiteren Schritt Gruppierungen der Epitheta nach literarischen Bezügen, Bindungen und Funktionen vornimmt, diese Gruppierungen begründet und auswertet. Es folgt eine „Einzelanalyse“ nach bestimmten thematischen Schwerpunkten (wie „Biografie“, „Berufung und Inspiration“, „Verkündigung“ etc.). Es wäre der Klarheit halber gut gewesen, schon in der Kapitelüberschrift anzuzeigen, dass es mindestens im Hauptteil dieses Kapitels, der Einzelanalyse, um die vereinzelt gebotenen Paulusepitheta geht im Unterschied zu Kap. VI, welches sich ganz den „Paulusepitheta in Clustern“ widmet (S. 372–526). Kap. VII, überschrieben mit „Die Paulusinszenierung und die asketische Bewegung“ (S. 527–554), versucht, die Theorie mit der Praxis in Verbindung zu bringen, d. h. die chrysostomische Paulusinszenierung als Antwort auf eine spezifische Herausforderung transparent zu machen, bevor im Schlusskapitel (S. 555–561) die Ergebnisse der Untersuchung, vorbereitet durch insgesamt 17 über das Buch hin verstreute Zwischenfazits, zusammengetragen werden.

Den 561 Textseiten folgt noch ein fast 170-seitiger Anhang mit einer opulenten, nahezu 70-seitigen Bibliographie, welche die Breite der Quellen- und Literaturkenntnis des Verfassers vor Augen führt, nachdem man sich als Leser des Buches anhand des umfangreichen Anmerkungsapparates von Beginn an ausreichend davon hat überzeugen können, dass dieser wirklich gelesen und sich damit auseinandergesetzt hat, was er am Schluss bibliographiert. Hinzu kommen eine Liste mit Datierungen der die Paulusepitheta in Clustern enthaltenden Chrysostomusschriften und vor allem sämtliche nur wünschbare Register. Dieser (auch) im

Anhang betriebene Luxus ist rundum zu loben, weil er die Benutzung des Buches wesentlich erleichtert (und eben deshalb kein Luxus ist).

Es versteht sich von selbst, dass sich angesichts der Fülle des in dem Buch Angesprochenen in einer Rezension von begrenzter Länge unmöglich jeder einzelne Arbeitsschritt wägend nachverfolgen, jedes wichtigere Ergebnis kommentieren lässt. Ich kann nur Weniges hervorheben, das meines Erachtens im Besonderen beleuchtet zu werden verdient und, das ist die Bedingung, das das Buch charakterisiert; und ich beginne mit dem, womit ich eben endete, nämlich mit einem Lob:

1) Zu loben ist, da wird auch der kritischste Leser zustimmen, die erbrachte Arbeitsleistung, welche vorbehaltlose Bewunderung verdient. Das Gleiche gilt von dem ungewöhnlichen Aufwand, mit dem der Verfasser seine Aufstellungen zum Vorkommen bestimmter Phänomene bei einem bestimmten Autor oder einer bestimmten Schrift statistisch zu untermauern sucht und dabei außer absoluten Zahlen selbst Prozentzahlen bis auf die zweite Stelle nach dem Komma erhebt und wiedergibt (S. 223, 232–234, 385–390). Es gilt ferner von der Subtilität der Differenzierung, mit der etwa die Epitheta nach formalen Aspekten (wie Wortart, Reim, Silbenzahl und Rhythmus), aber auch nach einzelnen Themen unterschieden und untergliedert werden (S. 390–393, mit der eingehenden Analyse S. 394–485). Und es gilt endlich von den zahlreichen Zusammenfassungen „zwischen-durch,“ die verhindern sollen, dass man bei der – nicht eben leichten – Lektüre den Überblick verliert.

2) Allein, wären das die einzigen Positiva, so wäre die Dissertation schwerlich von den Berliner Gutachtern ihrer Fakultät zur Annahme empfohlen und erst recht von den dafür Zuständigen, freilich nach „erheblicher“ Überarbeitung (s. o.), in die renommierte Reihe der STAC aufgenommen worden. Mir hat, wie bereits angedeutet, besonders die intensive Beschäftigung des Verfassers mit den Quellen zur antiken Rhetorik und der darauf bezogenen wissenschaftlichen Diskussion imponiert; und diese Bemühung blieb nicht ohne beachtenswerte Ergebnisse. Noch manch anderes wüsste ich lobend hervorzuheben, sehe aber meine Aufgabe weniger darin, mit den beiden Berliner Gutachtern in einen Überbietungswettbewerb einzutreten. Eher halte ich es für angebracht, gleichsam als ein Drittgutachter, kritische Nachlese zu halten und auf einige nicht unwichtige Fragen aufmerksam zu machen, die bislang offenbar nicht gestellt oder, wenn gestellt, dann nicht zu meiner völligen Zufriedenheit beantwortet wurden.

3) Zuvor aber dies: Da ich mit dem Bleistift zu lesen pflege, war die Ausbeute diesmal erheblich. Die Lektüre ergab, dass in dem Buch vor allem der griechische, aber nicht selten auch der deutsche und lateinische Text ungewöhnlich viele Flüchtigkeitsfehler, auch einige recht unglückliche Übersetzungen, aufweist. Ich schreibe dies der gewaltigen Kraftanstrengung zu, die mit der Erstellung eines

komplizierten Textes und seiner Herrichtung zum Druck verbunden gewesen sein wird, und empfehle allen Leserinnen und Lesern, das Gleiche zu tun.⁴

4) Womöglich habe ich bislang den Eindruck erweckt, als handele es sich bei dem Buch eher um eine – dankenswert reiche – Materialsammlung. Das ist es auch; und wer mit einzelnen der hier ausführlich behandelten Epitheta zu tun hat oder sich für antike Rhetorik und ihre Rezeption generell interessiert, ist wohlberaten, sich das Buch mithilfe der phantastischen Register zu erschließen und mit dem Verfasser das Gespräch zu suchen. Dessen Anspruch geht jedoch weit darüber hinaus. Offensichtlich ist er davon überzeugt, der Sinn der untersuchten Epitheta lasse sich weitgehend unter Vernachlässigung des größeren Textzusammenhangs ermitteln, aus denen sie sich, ob vereinzelt oder in Clustern, jeweils hervorheben. Und weil er der Ansicht zu sein scheint, dennoch zu einem gesicherteren Gesamtverständnis der von ihm studierten „ca. 50“ (Paulusepitheta enthaltenden und als echt zu betrachtenden) *Chrysostomica* (S. 1) und ihres Autors führen zu können, wirft er couragiert seinen Hut in die Arena der wissenschaftlichen Diskussion.⁵ Ich deute anhand eines einzigen Beispiels an, warum ich das nicht für unbedenklich halte. Der Verfasser setzt sich von Beginn an von der, wie er findet, „recht einseitigen Feststellung einer ‚Paulusbegeisterung‘“ ab, wie sie über lange Zeit die Chrysostomusforschung beherrscht habe (S. 13). Betrachte man dagegen die „Epitheta im Rahmen ihrer vornehmlich christlichen Traditionsgeschichte,“ so verlören sie „ihr vermeintliches Alleinstellungsmerkmal der ‚Paulusverehrung‘ bei Chrysostomus“ (S. 230; vgl. S. 12–19 u. ö.); dessen „Paulusliebe“ sei in Wahrheit „viel geringer zu veranschlagen“ als gemeinhin angenommen (S. 560). Ich bezweifle jedoch, dass sich, betrachtet man die Epitheta nicht zuletzt im Rahmen der Chrysostomusschriften, die sie enthalten, z. B. der *Lobreden auf den hl. Paulus* oder der Schlusskapitel der Homilien über den

4 Falls gewünscht, werde ich dem Verfasser gern von meinen zahlreichen Bleistiftnotaten Kenntnis geben, hier aber, wie üblich, davon absehen, auch nur anstößigere Beispiele zum Besten zu geben. Die Flüchtigkeiten beeinträchtigen natürlich nicht das Verständnis, sind aber doch, zumal in der Häufung, störend und selbst unter Zeitdruck schon aus pädagogischen Gründen möglichst zu vermeiden.

5 Wie das Register moderner Autoren festhält, ist es besonders Margaret M. Mitchells glänzende Chrysostomusmonographie *The Heavenly Trumpet: John Chrysostom and the Art of Pauline Interpretation* (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 40; Tübingen: Mohr Siebeck, 2000), an der er sich reibt und misst, dessen gewiss, ihre Methodik hinsichtlich der Paulusepitheta des Chrysostomus „durch traditions- und sozialgeschichtliche Ansätze“ ergänzen zu können, „was einen Fortschritt in wenigstens fünf Punkten“ ermögliche (S. 19); vgl. inzwischen zu Mitchells Zugang zu Chrysostomus als Paulusausleger ein weiteres Buch aus ihrer Feder: *Paul, the Corinthians and the Birth of Christian Hermeneutics* (Cambridge: Cambridge University Press, 2010), die Veröffentlichung einer Oxforder Vorlesungsreihe von 2008.

Römerbrief, Grundlegendes am Eindruck der Paulusbegeisterung, Paulusverehrung, ja -liebe ändert, den bislang Chrysostomusforscher wie schlichte Hörer- und LeserInnen üblicherweise aus diesen Texten gewannen, selbst wenn man nun weiß, dass manche der Epitheta von Chrysostomus aus der (überwiegend) christlichen Tradition übernommen und sogar „massiv“ auch anderen Personen als Paulus beigelegt wurden (S. 560).

5) Fragen stellen sich mir erst recht im Blick auf Kap. VII, in dem die „Paulusinszenierung“ des Chrysostomus als „Antwort“ auf die „Herausforderung“ durch die aktuelle Situation in Antiochien – Konstantinopel ist beim Verfasser in diesem Zusammenhang nahezu völlig aus dem Blick geraten – gedeutet und beschrieben wird. Und zwar ist diese Beschreibung für mich von beiden Seiten (*challenge* und *response*) her zu hinterfragen. Denn ist es wirklich die Pointe der chrysostomischen „Paulusinszenierung mittels Epitheta,“ den Apostel als „engelsgleichen Asketen in Szene“ zu setzen, wie der Verfasser meint und glauben machen möchte (vgl. S. 558 mit S. 289–371⁶)? Bekanntlich knüpft ja die Vorstellung vom ἀγγελικὸς βίος an Mt 22,28–32 par. an (S. 290), meint jedoch primär die freiwillige Ehelosigkeit, in Vorwegnahme dessen, dass man „in der Auferstehung“ ähnlich den Engeln weder heiraten noch verheiratet sein werde. Ist das indes der Knackpunkt für Chrysostomus? Wie vertrüge es sich damit, was er ansonsten über Ehe und (freiwillige) Ehelosigkeit⁷ zu sagen hat? Die in meinen Augen bedenkliche Isolierung der Paulusepitheta vom chrysostomischen Kontext betrifft genauso das Verständnis von „Askese,“ wie es der Verfasser aus der Analyse der Paulusepitheta „im Rahmen ihrer vornehmlich christlichen Traditionsgeschichte“ (S. 230) herausliest. Sein Ergebnis passt nicht besonders gut zu dem Bild, das sich ansonsten aus dem Aussagenkomplex „Mönchtum und Kirche“ im *Corpus Chrysostomicum*, und zwar gerade auch in den seiner Zeit in Antiochien angehörenden Schriften, gewinnen lässt.⁸ Wäre es damit wenigstens halbwegs abgeglichen worden, so wäre es weniger leichtgefallen, reichlich summarisch nur von Korrekturen „asketischer Standards“ (S. 544–545) zu reden und die gelegentlich bei dem „Goldmund“ auftkommende „Klage um die bessere Ver-

⁶ Indes hat das dort Verhandelte mit Engeln oder engelsgleichem Leben überwiegend weder begrifflich noch sachlich besonders viel zu tun.

⁷ Vgl. dazu etwa außer meiner Chrysostomusmonographie (Ritter, *Charisma* [wie Anm. 3], 64–70) die voluminöse, freilich noch immer ungedruckte Erlanger Habilitationsschrift von Martin George, *Die Ehe in der Antike: Die Entwicklung der philosophischen Ethik und ihre Konfrontation mit dem christlichen Vollkommenheitsideal bei Johannes Chrysostomos auf dem Hintergrund der asketischen Theologie des vierten Jahrhunderts* (Theol. Habil. Schrift, Erlangen, 1989), bes. 514–657.

⁸ Vgl. Ritter, *Charisma* (wie Anm. 3), 90–98.

gangenheit“ (S. 552–554) unbedingt für bare Münze zu nehmen.⁹ Und damit sind wir bereits bei der anderen Seite der Sache (der *challenge*), also der Schilderung der Situation in Antiochien angelangt, so wie sie der Verfasser sieht und darstellt. Ich halte, kurz gesagt, die Fokussierung auf die „asketische Bewegung“¹⁰ in Antiochien und näherer Umgebung für problematisch und habe mich mit der Literatur, auf die sich der Verfasser zu deren Beschreibung (einschließlich ihrer Zuordnung zu den kirchlichen Realitäten in Syrien und seiner Metropole) vornehmlich stützt, an anderer Stelle bereits auseinandergesetzt¹¹ und will das hier nicht wiederholen.

Wohl aber möchte ich abschließend sagen: Ich hätte mich gern vorbehaltloser revanchiert für des Verfassers freundliche Besprechung meines Folgebandes in der Reihe.¹² Meine Rückfragen erreichen ihn also nicht unvorbereitet und können deshalb – vielleicht, hoffentlich – bei ihm auf ein gewisses Verständnis rechnen, selbst wenn er sie sich nicht (uneingeschränkt) zu eigen machen mag.

9 Vgl. dazu Adolf Martin Ritter, „Charisma als gegenwärtige Wirklichkeit: Johannes Chrysostomos und die Kirche,“ in *Licht aus dem Ursprung: Kirchliche Gemeinschaft auf dem Weg ins 3. Jahrtausend* (Hg. von Peter Reifenberg et al.; Würzburg: Echter, 1998), 107–123.

10 S. bereits die Überschrift zu Kap. VII (S. 527).

11 S. mein „Postscriptum 2012“ zu dem älteren Aufsatz „Zwischen ‚Gottesherrschaft‘ und ‚einfachem Leben‘: Dio Chrysostomos, Johannes Chrysostomos und das Problem einer Humanisierung der Gesellschaft“ in Adolf Martin Ritter, *Studia Chrysostomica: Aufsätze zu Weg, Werk und Wirkung des Johannes Chrysostomos (ca. 349–407)* (Studien und Texte zu Antike und Christentum 71; Tübingen: Mohr Siebeck, 2012), 56–66, bes. 59–66. In seiner Besprechung weist der Verfasser ausdrücklich auf diese Seiten (bes. „63 mit Anm. 134“) hin als Beispiel „der fast aus der Mode gekommenen, aber für den Autor typischen Leidenschaftlichkeit und Schärfe der gelehrten Diskussion“ (Andreas Heiser, Rez. zu Ritter, *Studia Chrysostomica*, ZAC 19 [2015]: [394–396] 396), woraus ich auch einen gelinden Tadel (zumindest an der „Schärfe“) heraushöre. Dass unnötige Schärfe unbedingt vermieden werden sollte, darüber sind wir uns wohl einig. Was letztlich aber zählt (zählen muss) in der „gelehrten Diskussion“: ob eine Kritik berechtigt ist oder nicht.

12 S. vorige Anm.